

Daraus erklärt sich nun das scheinbare Abnehmen der dichten Wolken und der mit ihnen verbundenen hellen Nebelflecke, wenn wir uns den Galaktischen Sternhaufen allseitig von dunkeln Nebeln eingehüllt, gleichsam in ein unbegrenztes Nebelmeer versenkt denken. Daß wir diese Nebel gegen den Äquator der Milchstraße hin nicht wahrnehmen, kommt nur von ihrer größeren Entfernung her. Die Nebelstraße wird nach dieser Anschauung zu einer Nebelhülle.

Dies ist der erste Schluß; nun wagen wir noch einen zweiten. Die wenigen Nebelstreifen innerhalb des Galaktischen Sternhaufens, namentlich aber das gänzliche Fehlen dunkler Nebel rings um dichte Sternhaufen legen die Vermutung nahe, daß die Sterne sich aus diesem Nebelstoff gebildet haben. Unser Galaktischer Sternhaufen hat sich in dem unbegrenzten Nebelmeer durch Knotenbildung eine Höhlung geschaffen, in der er wie eingebettet liegt. Die dünnen Nebelstreifen innerhalb dieser Höhlung sind die Überbleibsel des Vorganges, der vielleicht noch nicht abgeschlossen ist.

Das Schöne des Schlusses liegt nun gerade darin, daß er eine andere ganz unabhängig aufgestellte Theorie ergänzt, die mit den Namen Locher und Russell verbunden ist und allgemeine Annahme gefunden hat. Nach dieser Theorie entwickeln sich die Sterne in der Weise, daß sie als sogenannte Riesensterne ins Leben treten, beinahe kalt und rötlich leuchtend, dann durch stetige Zusammenziehung sich erwärmen, bis sie in voller Lebenskraft in weißem Licht erscheinen. Die Zusammenziehung hält stetig an, die Wärmeerzeugung aber bleibt allmählich hinter der Wärmeausstrahlung zurück, der Stern wird kälter und kleiner, er erscheint als rötlicher Zwergstern und erreicht sein spätes Alter. Diese Theorie bedarf offenbar eines Urstoffes, aus dem sich die Riesensterne zusammenballen, und dieser Stoff wird eben von dem dunkeln Nebelmeer geliefert, in dem sich der Galaktische Sternhaufen seine Wohnung ausgehöhlt hat.

So liefern unsere Beobachtungen die Grundlage zur Theorie der Sternentwicklung, sie erhalten aber anderseits von ihr eine befriedigende Erklärung.

J. G. Hagen S. J.

### **Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in der Schule, besonders im Religionsunterricht.**

„In der Schule festen Fuß zu fassen, muß allmählich auch das Ziel der Völkerrunde werden.“ Diesen Satz stellte Professor Dr. Karl Weule, Direktor des Leipziger Völkermuseums, schon 1912 seinem „Zeitsaden der Völkerrunde“ voran. „Völkerrunde in der Schule“, so lautete gleichsam die Losung auch der diesjährigen 47. Allgemeinen Versammlung der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ in Hildesheim (3.—6. August 1921), und ihr Wortführer in dieser Frage war kein anderer als Weule, der im Laufe der Tagung auch zum Vorsitzenden der Gesellschaft erwählt wurde. Ihm schloß sich in gleichem Sinne als Fürsprecher für die Vorgeschichte der märkische Prähistoriker Kieckbusch an. Folgende Entschliebung wurde der Versammlung vorgelegt und von der Mehrheit gutgeheißen:



„Die 47. Allgemeine Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte stellt fest:

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bilden die Grundlage aller Kulturwissenschaften. Ihre Forschungsergebnisse sind die Voraussetzung für die erweiterte und vertiefte Erkenntnis des eigenen und fremden Volkstums, die uns bisher zu unserem Schaden gefehlt hat. Aus diesem Gesichtspunkt müssen diese Fächer den Unterricht in Heimatkunde, Geographie, Geschichte, Sprache, Religionen durchdringen. Das Ziel soll also erreicht werden nicht durch die Einführung neuer Unterrichtsfächer in die Schulen, sondern durch eine systematische Ausbildung der Lehrer in Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Zu Mittelpunkt dieser Ausbildung sind die Lehrerbildungsanstalten genommen und sonstige Fachinstitute auszubauen. In erster Linie sind an allen Universitäten Lehrstühle für die genannten drei Fächer ungesäumt zu errichten.

Die Versammlung beschließt, zur Durchführung dieser Leitsätze bei der Regierung der Länder vorstellig zu werden und mit der deutschen Lehrerschaft in Verbindung zu treten.“

Dem Grundgedanken dieses Beschlusses können wir nur warm zustimmen. Eine weitere Verbreitung gesunder Kenntnisse in den drei ureigentlichen Wissenschaften vom Menschen erscheint wirklich wünschenswert, nicht nur in berechtigtem Eigenbelang, auch nicht allein vom berührten Nützlichkeitsstandpunkt unserer besseren Welteinstellung, sondern vor allem, weil hier große Menschheitsfragen Klärung und Lösung erwarten. Zumal im Lehrgang des Gebildeten sollte eine Einführung in jene drei Wissenschaften nicht wie bisher vermisst werden. Ist doch selbst von den 23 deutschen Universitäten heute erst an je 6 zu anthropologischen und urgeschichtlichen und an 13 zu völkerkundlichen Vorlesungen irgendeine, meist untergeordnete Gelegenheit geboten. Hier muß eine Hebung und Vermehrung der Lehrstühle, soweit es die gegenwärtig beschränkten Mittel nur zulassen, durchaus befürwortet werden<sup>1</sup>. Für die niederen und höheren Schulen mit ihrer ohnehin übergroßen Stundenzerpflitterung können jene Wissenschaften allerdings nicht als neue Fächer in Betracht kommen. Ihre befruchtende Verwertung indes im heimat- und erdkundlichen, geschichtlichen und sprachlichen Unterricht wäre nur ein gerechtes Zugeständnis an ihre gewonnene Bedeutung. Die entsprechende Vorbildung der Lehrpersonen ist damit gegebene Forderung.

Diese unsere allgemeine Zustimmung müssen wir nun aber an eine eigentlich selbstverständliche Voraussetzung knüpfen, nämlich die der Gewähr größtmöglichen Wahrheitsgehaltes jener Wissenschaften. Eine solche Gewähr ist nur bei einer sachlichen, auf objektive Kriterien gestützten Methode gegeben. Demgegenüber macht sich im herrschenden Ethnologiebetrieb leider immer noch viel zu sehr die Sucht geltend, nach subjektivem Ermessen, besonders nach vor-gefaßten evolutionistischen Meinungen, Kulturentwicklungsreihen aufzustellen, die

<sup>1</sup> Vgl. den Aufruf „An die deutschen Universitäten“ im Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellsch. für Anthropologie, Ethnologie u. Urgesch. 50 (1919) 37–42.



tatsächlich unbewiesen sind. Da werden zur Erklärung des Ursprungs und Fortschritts nicht nur der stofflichen Gebrauchsgegenstände, wie Waffen und Geräte, Kleidung und Wohnung usw., sondern auch der menschlichen Ehe- und Gesellschafts-, Wirtschafts- und Rechtsformen, der Sprache, Kunst und selbst Religion die vielabgestuften Einzelercheinungen bei den Völkern nicht nach ihrer zu ergründenden zeitlichen Aufeinanderfolge geordnet, sondern nach einem stillschweigend und unbewiesen vorausgesetzten Entwicklungsprinzip, das jeweils das Unvollkommenste an den Anfang setzt. Danach muß die Menschheit einfach mit dem Eolithen und Urknüttel ihren Kulturgang begonnen haben, mit halbtierischen Affekt- oder Stimmungslauten, mit geschlechtlicher Willkür oder doch looserer Familienform, ohne Schamgefühl und Kleidung, mit niedrigen Zauber- und Hexereivorstellungen und einem traumgeborenen, trughaften Seelenglauben (Animismus). Fast alles wird auf tierische Anfänge zurückgeführt und der Mensch nicht nur dem Leibe, sondern gänzlich beweislos auch der Seele nach aus der Tierwelt hergeleitet und dieser weisensgleich gesetzt. Zur Herstellung jener „Urstufen“ und Entwicklungsreihen werden oft genug zusammengehörige Kulturelemente willkürlich auseinandergerissen, die Einzelglieder ohne Rücksicht auf ihre zeitliche Einflutung aus aller Welt zusammengesucht und von dem einen so, von dem andern anders aneinandergereiht. Kurz, die berühmten Haackelschen Stammbäume fanden ihre ebenbürtigen Genossen in der Ethnologie, namentlich der populären, gegen deren weitere „Popularisierung“ der entschiedenste Einspruch am Platz ist.

Diesem subjektiven Evolutionismus suchte die nüchterne ethnologische Wissenschaft allmählich eine sachliche Forschungsweise entgegenzustellen, die nach objektiven Merkmalen die tatsächliche Reihenfolge der Kulturen zu ermitteln gestattet, und das ist vor allem die sogenannte kulturgeschichtliche oder Kulturkreis-Methode, wie sie von Kachel und Frobenius vorgebildet, von der „Kölner Richtung“ (Graebner und Foy) herausgearbeitet ist und außer dieser besonders vom Berliner Ethnologen Anfermann und der rühmlich bekannten „Anthropos“-Schule (Pp. Wilh. Schmidt u. Koppers S. V. D.) vertreten wird<sup>1</sup>. Wir stehen hier vor einem hochbedeutsamen Umschwung in der Ethnologie, vor ihrer Gesundung und Neubildung, die sich natürlich langsam in beharrlicher Forschungsarbeit auswirken muß. Die bisherigen Ergebnisse, wenn vielleicht auch erst wenig zahlreich und im einzelnen noch nicht nach allen Seiten geklärt, lassen bereits in wesentlichen Dingen eine ganz andere Kulturentwicklung sicher erkennen, wonach z. B. eine verhältnismäßig hohe religiöse und sittliche Auffassung auf

<sup>1</sup> Siehe die grundlegende „Methode der Ethnologie“ von Graebner (1911); von P. W. Schmidt: Die kulturhistorische Methode in der Ethnologie (Anthropos VI [1911] 1010—1036); Völker und Kulturen (3. Band des Sammelwerkes „Der Mensch aller Zeiten“ S. 31—130; bei Kriegsbeginn abgebrochen, demnächst fortgesetzt bei Gabbe, Regensburg); P. Koppers, Die Anfänge des menschlichen Gemeinheitslebens (bes. S. 27—54; M.-Glabbe 1921, Volksvereinsverlag).



Grund des Monotheismus und der Monogamie an den Anfang zu setzen ist<sup>1</sup>. Gerade auf der Hildesheimer Anthropologentagung stand auch die neue kulturgeschichtliche Methode der Ethnologie zur Erörterung, kam aber leider nur in der Gegenrede gegen den Leipziger Forscher Fritz Krause einigermaßen zur Geltung. Sie wird trotz aller Schwierigkeiten, gerade weil sie den dornenvollen Weg zur Wahrheit beschreitet, allmählich siegreich durchdringen. Jedenfalls können wir als gesicherte „Forschungsergebnisse“ der Ethnologie nur solche betrachten und zur Weiterverbreitung zumal in der Schule gutheißen, die vor dieser geschichtlichen Methode oder der sachlichen Kritik die Feuerprobe bestehen.

Leider entsprechen die Musterbeispiele, die Prof. Weule in seiner begeisterten Empfehlungsrede für die ethnologische Durchdringung des Unterrichtes bot, durchaus nicht alle dieser Anforderung. Um z. B. zu zeigen, wie auch der Religionsunterricht „völkerkundlich orientiert und belebt“ werden könne, stellte er das Vorgehen seines aus der (protestantischen) Theologie hervorgegangenen Schülers, des Studienrats Dr. Rud. Lehmann, zur Nachahmung hin. Bei Durchnahme der alttestamentlichen Erzählung von der ehernen Schlange (4 Mos. 21, 6—9) glaubte dieser jenes von Gott angeordnete und als Vorbild von Christus (Joh. 3, 14) auf sich bezogene Zeichen durch völkerkundliche Parallelen von „Sympathie- oder Analogiezauber“ erklären zu können! Und damit, so hieß es nachdrucksvoll in der feierlichen Eröffnungssitzung vor dem geladenen Bischof von Hildesheim, „dürfte hoffentlich wohl endgültig die Auffassung abgetan sein, daß man es bei der ehernen Schlange mit einem Wunder zu tun habe“. Demgegenüber sei hier ebenso nachdrücklich festgestellt, daß jene „Erklärung“ denn doch den Kernpunkt gänzlich verfehlt. Wenn ein Wunder anzunehmen ist, so bezieht es sich lediglich auf die berichtete Tatsache der Heilung aller Gebissenen, die vertrauensvoll auf die eiserne Schlange hinblickten. Eine solche allgemeine, zweifel- und ausnahmslose Heilung ist durch keinerlei „Analogiezauber“ belegt und zu erklären, mag bei der Wahl jenes Zeichens auch immerhin die Rücksicht auf den naheliegenden menschlichen Analogiegedanken der Heilung von Gleichem durch Gleiches mitbestimmend gewesen sein. Ebenso unberechtigt ist es, die aufgerichtete Stange einem „Zauberstab“ gleichzusetzen, ja den Stab des Moses, mit dem er auf Gottes Geheiß das Rote Meer teilte und Wasser aus dem Felsen schlug, „auch nur einen Zauberstab“ zu nennen und dann noch solche empörende Deutungen als „erhaben über dogmatische Auffassung“ zu bezeichnen! Wir müssen hier Dr. Lehmann als „Theologen“ wie

<sup>1</sup> Außer P. W. Schmidts ansprechendem, in Einzelheiten allerdings ansehnlichem Werk „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen“ (1910) siehe dessen Beitrag in Esser-Mausbachs „Religion, Christentum, Kirche“ I über „Die Offenbarung als Anfang der Offenbarungen Gottes“ und besonders seine gehaltvolle historisch-kritische Studie „Der Ursprung der Gottesidee“ (1912). Eine Probe bot Gemmel in dieser Zeitschrift 88 (1915), 522—533. Einen guten Überblick gewährt P. Roppers' schon angeführtes billiges Volksvereinsbüchlein, das weiteste Verbreitung verdient.



als Ethnologen ganz entschieden ablehnen, trotz seiner warmen Empfehlung durch Weule.

Wir bedauern, auch diesem tüchtigen Forscher durchaus nicht in allem folgen zu können, zumal er, obwohl Schüler Nagels, mehr der evolutionistischen Schule anhängt, wie sein übersichtlicher, reichgebildeter „Leitfaden der Völkerkunde“ und seine frisch geschriebenen „Kosmos“-Bändchen oft genug verraten. Stellt er doch z. B. gar die Messiaserwartungen der alten Israeliten mit den wahnwitzigen Schwarmideen von Siouginianern und Afrikanern auf eine Stufe und will „das Wesen alles religiösen Kultus treffend gekennzeichnet“ sehen in dem „Singen, Sprechen oder Pfeifen“, womit ein in finstern Raum eingesperrtes Kind sich der dort gefühlten „unheimlichen Gewalten“ zu erwehren suche! (Leitf. d. Völkerkunde 132 136.)

Mit derlei Auffassungen kämen wir ja schließlich zu einem „Religionsunterricht“, wie ihn moderne Rufer im Streit vielfach verlangen und zum Teil schon üben (vgl. Gemmel in dieser Zeitschrift 101, 380 f.). Man bedenke doch, daß man eben mit solchen Lehren denselben Radikalismus großzieht und fördert, den gerade auch Weule in Sachsen beklagte. Uns aber kann ebendeshalb der von ihm gerühmte „Vorsprung“ des sächsischen Schulwesens in Verwendung der Völkerkunde am allerwenigsten führend und maßgebend sein.

Der Grundfehler liegt darin, daß man jede, auch die christliche Religion als aus rein menschlichen Vorstellungen erwachsen betrachtet und eine göttliche Offenbarung von vornherein ablehnt. Dieser Gedanke scheint auch in der Entschliebung der Hildesheimer Anthropologentagung angedeutet, wenn es heißt: „Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bilden die Grundlage aller Kulturwissenschaften.“... Sie „müssen den Unterricht in Heimatkunde, Geographie, Geschichte, Sprache, Religionen durchdringen“. Letzteres doch wohl, weil solche rein natürliche Menschenweisheit eben die „Grundlage“ auch der christlichen Religion bilden soll! Man lasse es sich doch gesagt sein, daß der christliche Glaube für sich niemals eine solche unbewiesene und unbeweisbare Grundlage anerkennen wird. Sie erweist sich nicht einmal als genügend tragfähig für den auch ethnologisch bezeugten ursprünglichen reinen Eingottglauben, der neben der Gottesgabe ungetriebter, schließender Vernunft hauptsächlich der Offenbarung zuzuschreiben ist. Von dieser Höhe ist die Menschheit leider vielfach auf mancherlei Irrgängen der Leidenschaften abgeglitten — man lese nach, wie St. Paulus im Römerbrief (1, 18—32) mit drastischer Deutlichkeit den Weg zeichnet — und diese religiösen und sittlichen Irrgänge sind all die magistischen, animistischen, dämonistischen und polytheistischen Systeme, die man auch dem Christentum zu Ahnen geben möchte. Den Adel der Gotteskindschaft auf der Stirn, weist die christliche Religion diesen Ursprung weit von sich, demütig und stolz zugleich im Bewußtsein ihrer Gründung auf „Gottes Kraft und Gottes Weisheit“. So erklärt sich der Stolz der christlichen Apologetik (Gemmel in dieser Zeitschrift 101, 382 ff.) und das hochflingende, wahre Wort von „Vergleichender Religionsgeschichte und unvergleichlichem Christentum“ (v. Kostig-Kiened in dieser Zeitschrift 94 [1918] 345—358).



Solange darum die herrschende Ethnologie sich nicht entschlagen kann, mit überlegener Miene auf das Christentum als eine all den andern Religionsformen wesentlich gleiche, nur höher entwickelte Wahnvorstellung herabzusehen, es im Grunde negerischem Fetischdienst, tibetanischem Lamaismus oder japanischem Schintoismus gleichzuachten, werden christliche Kreise niemals die Hand dazu bieten, ihren Religions- und sonstigen Unterricht in solchem Sinne „völkerkundlich orientieren“ zu lassen! Nicht aus Rückständigkeit oder gar Furcht vor der Wissenschaft, wie man das Christentum so oft bezichtigt, sondern in besser erkennender Ablehnung ihres Irrtums und Mißbrauchs. Eine gesunde, sachliche Ethnologie — und ein Gleiches gilt von Anthropologie und Urgeschichte — werden wir stets und freudig fördern und verbreiten helfen. Soll darum der an sich lobenswerte Aufruf der Deutschen Anthropologentagung auf die Unterstützung christlicher Kreise rechnen können — und ohne diese wird er sich nie ganz verwirklichen lassen —, so möchten wir zum Schluß aus warmem Herzen alle Vertreter der drei Wissenschaften zur Sammlung auf dem Boden ernster Sachlichkeit einladen, überzeugt, daß wir uns da immer mehr finden und verstehen, einen und befreunden werden in gleicher Liebe zu Wissenschaft und Wahrheit.

August Pabstberg S. J.

### In einen Gottesdienst gehört kein fremdes Feuer.

Frieden und Verträglichkeit unter den Anhängern verschiedener Bekenntnisse ist ein zartes Ding. Es gehört viel Selbstverleugnung und ein gutes Maß klarer Begriffe und Grundsätze dazu, wenn man hier nicht anstoßen und schlimme Erfahrungen vermeiden will. Neuerdings sind wiederholt Versuche unternommen worden, interkonfessionelle Gottesdienste zu veranstalten und auch Katholiken zur Teilnahme und Mitwirkung einzuladen. Man war dann erstaunt und verletzt, daß diese den Einladungen nicht folgten. Unter solchen Umständen mag es angebracht sein, darauf hinzuweisen, daß man auch in gut protestantischer Gesellschaft solche Religionsmengerei ablehnt. In der Leipziger „Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung“ (Nr. 36 vom 9. Sept. 1921) lesen wir:

„Die Evang.-luth. Freikirche“ schreibt: In der Thomaskirche zu Leipzig fand am 15. Juli d. J. ein Gesanggottesdienst statt, wohlgemerkt kein bloßes Kirchenkonzert, sondern ein Gottesdienst, bei dem vom Pastor ein Schriftabschnitt verlesen, ein Gebet gesprochen und der Segen erteilt und von der Gemeinde gemeinsam das Vaterunser gebetet und ein Gesangbuchvers gesungen wurde. Dabei trug die Sängerschaft „Arion“ Franz Bixz's Ave maris stella vor. . . Also ein Gebet an Maria in aller Form, ein Gebet um geistliche und leibliche Gaben! . . . Warum gibt man einem Kirchenkonzert den Anstrich eines Gottesdienstes? Auch andere haben an der Aufführung Anstoß genommen. Den musikalischen Geschmack in allen Ehren, aber in einen Gottesdienst gehört kein fremdes Feuer.“

„Freikirche“ und „Kirchenzeitung“, zwei gewichtige protestantische Stimmen, sind also völlig mit unserer in dieser Zeitschrift (95 [1918] 66; 98 [1920] 387 ff.) ausgesprochenen Ablehnung interkonfessioneller Religionsmengerei durch ge-